

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 6

Artikel: Student - Ausläufer - Hilfs-Chauffeur! : Wie ich meinen Lebensunterhalt selbst verdiene [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Student – Ausläufer – Hilfs- Chauffeur!

*Wie ich meinen Lebens-
unterhalt selbst verdiene*

V o n e i n e m S t u d e n t e n

Illustriert von Fritz Traffelet

II. Folge

Auf dem Platze vor dem Bahnhof Lyon-Perrache war gerade grosser Jahrmarkt. Das kam mir sehr gelegen; denn nach meinen Erlebnissen als Hilfschauffeur-Hausknecht suchte ich Zerstreuung; ich wollte wieder unter Menschen sein. Nachdem ich mir in einem Hotel ein Zimmer gesichert hatte, begab ich mich noch ein wenig in den Rummel, sah diesem und jenem Ausrufer zu. Da hörte ich auch zufällig urchig schweizerdeutsch sprechen. Es waren zwei Züribieter, die sich über einen Budenbesitzer lustig machten, der auch Deutschschweizer war. Natürlich mischte ich mich auch in die Diskussion ein, und wir waren bald einig darüber, dass wir in der nächsten Bar zu-

sammen einen Liter nehmen wollten. Jeder erzählte, was er hier in Lyon zu suchen habe, was er treibe usw. Die beiden Zürcher waren ehemalige Postkanzlisten, und der eine arbeitete jetzt als Pferdefuhrmann, der andere als Melker in einem grossen Bauernbetrieb etwas ausserhalb Lyon. Als ich erzählte, dass ich Student von Zürich sei, begegneten sie mir fast etwas misstrauisch; erst als ich sagte, dass ich hier arbeiten wolle, wurden sie zutraulicher und gaben mir Winke, wo ich mich zuerst zu melden habe. Wenn ich sonst nichts finde, solle ich ruhig zu ihnen kommen, ihr Patron habe noch genug Arbeit.

Am nächsten Morgen besuchte ich erfolglos das schweizerische Konsulat, so-

wie einige Seidenfirmen und kam schliesslich zu meinen Kameraden auf den Bauernhof, wo ich wirklich Arbeit fand. Im Acker sollten nämlich schon längst die Kartoffeln gegraben werden. Ich konnte gleich antreten. Die Arbeit setzte mir tüchtig zu. Am Abend schmerzte mich der Rücken, was ich aber gern in Kauf nahm, weil ich mich mit meinen Kameraden gemütlich amüsierte. Ich arbeitete von 6—12 und 2—7 Uhr. In der Zwischenzeit hatte ich frei, und ich unterhielt mich mit meinen Landesbrüdern. Am Abend gingen wir meist in die nahe Bar, klopften auf echte Schweizerart einen Jass und liessen uns den guten französischen Wein schmecken. Singend und jodelnd kehrten wir dann in unsern Kuhstall zurück, wo ich mit meinem Freund zusammen in einem Bett schlafen musste.

Wir waren meist so müde, dass es nur zu rasch wieder Tagwacht schlug. Während acht Tagen war das Wetter herrlich, und ich konnte einen tüchtigen Strich des Kartoffelackers ausgraben. Aber leider begann es dann zu regnen, und zwar dermassen, dass die Arbeit auf dem Felde unmöglich war. Ich half noch einige Tage im Stall die Kühe melken, fühlte aber bald, dass ich mehr oder weniger überflüssig war; denn diese Arbeit mochten die beiden andern Schweizer allein bewältigen. Ich entschloss mich schweren Herzens, Abschied zu nehmen. Meine Kameraden gaben mir noch einige Adressen mit auf den Weg, vom Patron



„Sofort entspann sich eine Schlägerei ...“

erhielt ich 100 Franken Lohn, und ich reiste nach Marseille.

Zwei Tage musste ich hier suchen, und dann einen Posten in Montpellier, als Traubenabschneider bei der Weinernte, zu finden. Man zahlte 22 Franken pro Tag, nebst Logis im Massenquartier. Die Verköstigung musste ich selbst bestreiten. Die Weinlese sollte in 8—10 Tagen beginnen. Um keine Zeit zu verlieren, reiste ich gleich nach dem langersehnten Nizza, in der Hoffnung, dort vielleicht noch etwas Besseres zu finden. In der schönen Fremdenstadt sprach ich in jedem Hotel vor und fragte um Arbeit, wenn möglich im Bureau. Am Akzent erkannte man mich sofort als Schweizer, und ich wurde meistens mit zuvorkommender Freundlichkeit behandelt. Zurzeit sei keine Arbeit da, aber sobald es losgehe, werde man mir berichten, hiess es überall. So wartete ich denn vorläufig und machte es mir 8 Tage lang bequem am Strande von Nizza. Ich lebte dort sehr billig und hatte bei herrlichem Wetter ein angenehmes Leben. Zum erstenmal seit meiner Abreise von Zürich nahm ich auch meine Schulbücher hervor, die ich mitgeschleppt hatte und studierte in der warmen Mittelmeersonne.

Nach 8 Tagen kam ein Telegramm aus Montpellier, ich könne zur Weinernte antreten. Ich reiste sofort hin und befand mich schon am nächsten Tage wieder bei schwerer Arbeit. Meine Arbeitsgenossen waren grösstenteils unheimliche, schwarze Afrikaner. Als ich in der ersten Nacht mit diesen im Massenquartier zusammen schlafen sollte, war mir angst, und vorsichtig verschloss ich am Abend meine Handtasche. Aber die Neger erwiesen sich als gutmütige Kerle. Für eine

Zigarette konnte ich mir da für den ganzen Tag die dankbare Zuneigung eines Schwarzen sichern. In den freien Stunden unterhielt ich mich köstlich mit diesen seltsamen Menschen, die mir immer vortanzten und allerhand übermütigen Blödsinn trieben. Während meiner ganzen Abenteuerreise habe ich nie so gelacht, wie in Montpellier bei den Marokkanern. In ihrem Spasse waren diese Schwarzen aber manchmal sehr grob und gedankenlos. So passierte es mir einmal, als wir an einem Sonntag gemeinsam eine Fahrt nach Cette machten, dass mich ein übermütiger Tunesier am Hafenquai plötzlich ins Wasser stiess. Zum Glück konnte ich schwimmen. Ich hatte aber keine Gelegenheit, mich für diese Grobheit zu rächen; denn die andern schwarzen Kollegen waren über die Frechheit so sehr aufgebracht, dass sich sofort eine Schlägerei entspann und zum Schlusse der Täter selbst ins Wasser plumpste. Zum Gelächter der ganzen Gesellschaft halfen wir uns gegenseitig ans Land, und als mich der heimtückische Kerl mit seinen weissen Zähnen schelmisch angrinste, reichte ich ihm die Hand zum Frieden; denn er hatte ja jetzt auch sein Teil. Wir legten uns dann nachher in die Sonne, die zum Glück hier unten kräftiger strahlt als in unserer kalten Heimat.

Bei der Arbeit ging es auch immer lustig her. Nur schade, dass es so heiss war. Oft schlief ich während dem Traubenschneiden ein, sank nieder und blieb liegen bis zum Abend, da mich mein Kollege meistens rücksichtsvoll liegen liess, wenn der Patron nicht in der Nähe war. So arbeitete ich dort 14 Tage. Viel Geld hatte ich mir dabei nicht auf die Seite gelegt; denn was mir über den 12 Fran-

ken blieb, die ich täglich für Kost ausgeben musste, wurde sonst noch in gemüthlicher Weise verbraucht. Nach 14 Tagen hatte ich von zwei Hotels in Nizza Bericht erhalten, ich solle mich vorstellen. Da die Traubenernte nun allmählich zu Ende ging, war der Prinzipal mit meiner sofortigen Abreise einverstanden. Ich war auch wirklich froh, abreisen zu können. Nicht wegen der Arbeit, auch nicht wegen der Kameraden, sondern wegen der Flöhe, die mich dort zum erstenmal in meinem Leben so quälten, dass ich fast verzweifelte. Was sollte ich tun, wenn ich dieses Ungeziefer nicht mehr los würde, was würden meine Studienkameraden sagen, wenn ich in den Vorlesungen auch so kratzen musste, wie ich's mir da unten angewöhnt hatte! Die Neger schienen sich an diese Tierlein so gewöhnt zu haben, dass sie sie gar nicht mehr fühlten. Wenn ich jeweils am Abend, bevor ich mich niederlegte, in der Verzweiflung mein Hemd schüttelte, da hielten sich die Schwarzen die Bäuche vor Lachen. Ja, manchmal warfen sie mir in ihrem Uebermut alle ihre Leibwäsche auf mein Lager, ich solle sie auch « flohnen ». Natürlich hatte ich dann erst recht viel von dem Ungeziefer in meinem Bett und musste mich wohl oder übel darein schicken und manchmal sehr zerknirscht über diese Flohplage einschlafen. —

Bevor ich abreiste, feierten wir noch einen gemüthlichen Abschiedsabend mit den weissen und schwarzen Kollegen in Montpellier. Auf dem Wege nach Nizza las ich noch zufällig in der Zeitung, dass man in ein Hotel in Hyères vorübergehend einen Sekretär suche. Rasch entschlossen unterbrach ich bei Toulon die Fahrt und sprach sofort als Erster vor.

Meine Aussagen, dass ich Schweizer sei, auch schon vorübergehend in einem Hotel gearbeitet habe, deutsch, französisch und englisch spreche, dass ich nur vorübergehend in Frankreich verweilen möchte, um mich in der französischen Sprache zu vervollkommen, und dass ich Student sei, imponierten dem Hotelier sehr, der auch einen Sohn hatte, der in Paris Ingenieur studierte. Ich wurde sofort engagiert, um den bisherigen Sekretär, der in Ferien gehen wollte, für zwei Monate zu vertreten. Der Lohn betrug 250 Franken pro Monat mit freier Verköstigung und Logis. Ich hatte ein Journal zu führen, alle Ein- und Auszahlungen zu besorgen, am Nachmittag sollte ich in der nahen Stadt Bestellungen und Einkäufe machen und am Abend jeweils noch Korrespondenz erledigen. In diese Arbeit war ich bald eingeführt und war glücklich, einen abwechslungsreichen Posten gefunden zu haben. Der frühere Sekretär gab mir vor seiner Abreise noch einige wertvolle Winke, wie ich es machen müsse, um zu Trinkgeld zu gelangen. Man müsse es den Kunden nur immer gut zu merken geben, dass man ihnen einen Gefallen erweise, dass man eigentlich nicht verpflichtet wäre, das und das für sie zu machen. Wir hatten seinerzeit 70—80 Gäste, und ich freute mich über den regsamsten Betrieb, der immer in meinem Bureau herrschte. Beständig war jemand bei mir, fragte mich, wann der nächste Zug nach Paris, nach Nizza oder nach Marseille fahre, ob die Post schon gekommen sei, ob ich ihnen, wenn ich am Nachmittag in die Stadt fahre, etwas besorgen könne. Einer Dame war es immer sehr daran gelegen, die Pariser-Zeitung « Le Temps » zu bekommen, bevor sie der

Briefträger brachte. Ich versprach ihr, dieselbe immer zu besorgen, wenn ich nach Hyères hinauffahre.

Das alles brachte Trinkgeld ein; denn unsere Gäste waren meistens reiche Leute, die von Kurort zu Kurort reisten und genau wussten, was man den Hotelangestellten zu zahlen hatte, um eine zuverlässige Erledigung ihrer Wünsche zu erreichen. Diese Pariser Dame z. B., der ich übrigens auch noch andere Gefälligkeiten erwies, gab mir jede Woche, wenn sie ihre Rechnung bezahlte, 20 Franken in die Hand. Ich reiste jeweils mit einem ganzen Katalog von kleinen Aufträgen in die Stadt hinauf, erledigte dieselben prompt oder manchmal auch oberflächlich, je nachdem ich wusste, ob sich die Bemühungen auch lohnten.

Im Städtchen oben war bald bekannt, dass ich der neue Sekretär von «Maritima» sei. Mit äusserster Freundlichkeit wurde ich von den Metzgern, Gemüsehändlern usw. begrüsst, wenn ich durch die Gässchen ging. Man rief mir sogar zu: «Hier kommt der neue Sekretär von «Maritima»; wie geht's am Strand unten? Wie gefällt es Ihnen dort?» Zuerst war ich etwas erstaunt über dieses äusserst lebenswürdige Verhalten der Kleinkrämer von Hyères. Aber bald merkte ich den Pfeffer. Jeder wollte Aufträge vom Hotel haben und wusste genau, dass die Auswahl der Lieferanten nur vom Hotelsekretär abhing. Der Hotelbesitzer machte mich selbst darauf aufmerksam, dass ich mir bei den Lieferanten eine Provision verdienen könne und gab mir auch die Krämer an, welche bisher die höchsten Provisionen bezahlt hatten. Ich schloss so mit einigen ab zu 2—3 % vom Umsatz.

So gab es unzählige Möglichkeiten, ne-

benbei etwas zu verdienen. Das Geld lag auf der Strasse, man musste sich nur bücken. Ich scheute mich auch nicht, den Hotelgästen mit meinen Diensten aufzuwarten, selbst wenn es eine Arbeit war, die sonst nur der Hausknecht besorgte. Des Abends nach 11 Uhr, wenn die Kellner, wie überhaupt alles Hotelpersonal, verschwunden waren, markierte ich selbst manchmal den Garçon, servierte Liköre, Weine, Biskuits usw., sagte natürlich, dass ich das nur ausnahmsweise mache und liess mich meistens einige Male darum bitten. Da gab es Samstagnachmittage, wo ich 20—25 Franken Trinkgeld machte; denn wenn die Klientschaft — meistens waren es von Hotelgästen geladene Gesellschaften — so spät abends noch konsumierte, so gab es tüchtig aus.

Eine interessante Figur unter unsern Gästen war die Miss Plumpudding, wie man sie immer nannte, eine in den 40er Jahren stehende Dame, die sich dadurch auszeichnete, dass sie meist schon vormittags betrunken war. Sie konsumierte jeweils schon am frühen Morgen von den schwersten Likören. Es passierte ihr in diesem Zustand einigemal, dass sie auf der Wendeltreppe umfiel. Auf ihr Geheul und auf ihre Rufe: «Help!» kam ich immer als der nächste herbei, half ihr auf und führte sie in ihr Gemach. «Please wait a little!», rief sie mir jeweils aus ihrem Zimmer zu und reichte mir dann durch die Türspalte je nach Laune 2—5 Franken. Allmählich gewöhnte sie sich daran, mich jedesmal, wenn sie in ihr Zimmer stieg, um meinen Arm zu bitten, ich war immer gerne dazu bereit; denn für einige Fränklein begleite ich schliesslich auch eine 50jährige Miss gern zu ihrem Zimmer. Mit dieser Dame unter-

*Man rief
mir zu:
„Voilà
le chef de
gare...“*



hielt ich mich manchmal köstlich über das schöne Schweizerland, von dem sie nur mit Hochschätzung sprach. Obschon sie Engländerin war, bezahlte sie sehr generöse Trinkgelder. Bei Begleichung ihrer Wochenfacturen ersuchte sie mich immer, noch 10 % für mich hinzuzurechnen. Dies machte bei dieser Miss, die feudal lebte und die nie eine Rechnung unter 500 Franken hatte, jede Woche mindestens 50 Franken aus.

Während des ersten Monats verdiente ich fabelhaft. Nachher ging es aber etwas ruhiger zu; denn anfangs Oktober

war die Saison zu Ende. Wir hatten vielleicht noch 20 Gäste. Dafür wurde mein Leben auch immer ruhiger; ich kam abends früher ins Bett und musste am Morgen manchmal erst um 8 Uhr herunterkommen. Am Vormittag war gewöhnlich nichts zu tun, und so nahm ich mit den Gästen zusammen ein Bad am Strande. Ueber Mittag stand ich immer auf meinem Posten, weil da die Gäste stets etwas zu fragen, Aufträge für mich hatten. Am Nachmittag führte mich das Auto ins Städtchen, wo ich es jetzt auch gemütlicher nehmen konnte und mir da

und dort einen guten Tropfen von den immer freundlichen Krämern zahlen liess. Jetzt hatte ich sogar Zeit, auch meine Schulbücher und Schulhefte etwas anzusehen und mich für den schon näher rückenden Semesteranfang vorzubereiten.

Ende Oktober kam der frühere Sekretär wieder zurück und freute sich, dass ich so gut gearbeitet, d. h. so schön verdient hatte. Als ich am Tage vor meiner Abreise den Kassasturz machte, stellte ich mit Befriedigung fest, dass ich in der Tat 1400 Franken mehr hatte, als ich mitgebracht hatte. Sehr befriedigt über mein Glück, reiste ich Anfang November wieder der Heimat zu. Zunächst sah ich mir aber doch noch Nizza und Monte Carlo näher an. In Nizza verlor ich im Spielsaal 20 Franken, und in Monte Carlo wurde ich, nachdem ich mich mit einer Gesellschaft eingeschlichen hatte, mitten im Glück (ich hatte bereits 30 Franken gewonnen) von einem Portier aufgegriffen und vor die Türe gestellt. Ein Student sei noch zu «abhängig» und habe deshalb kein Recht, an den Spielen mitzumachen. Ich hielt mich aber noch zwei Tage in der glänzenden Stadt Monaco auf, ebenso in Genua; denn ich wollte nach den vielen Strapazen, die ich durchgemacht hatte, auch noch etwas Schönes von der Welt sehen. Als ich nach Zürich kam, hatte ich nun ein schönes Kapital zur Verfügung, das ich dann allerdings im Laufe des Semesters aufbrauchte.

Auch die diesjährigen langen Sommerferien boten mir eine schöne Abwechslung. Ich musste allerdings schon während des Semesters dafür besorgt sein. Ich widmete meine Aufmerksamkeit hauptsächlich den in Aussicht stehenden Festen, Turn- und Schützenfesten. Ich

machte aufs Geratewohl Offerten an die verschiedenen Komitees und bekam Bericht von vier Stellen. Ich entschied mich für zwei Feste, nämlich für das eidgenössische Turnfest in Genf, wo man mich als Kassier brauchen konnte mit Fr. 20 Belohnung pro Tag bei freier Beköstigung und Logis. Am Schützenfest in St. Gallen bezahlte man unter den gleichen Bedingungen Fr. 15 pro Tag. Von beiden Beschäftigungen, die originell und zugleich gemütlich waren, kehrte ich mit grosser Befriedigung heim. Am Turnfest in Genf machte mir der Festwirt, mein Arbeitgeber, gleich am Anfang die Eröffnung, dass er mich für einen andern Posten bestimmt habe, nämlich als Chef de service und Bankettkartenkontrollleur und fragte mich, ob ich damit einverstanden sei. «Selbstverständlich,» erklärte ich, «wenn's nur etwas zu tun gibt dabei und mindestens denselben Lohn einträgt.»

Man teilte mir 17 Tische und 17 — — Serviertöchter zu, die ich in Abwechslung mit einem Vertreter zu beaufsichtigen hatte. Ein Student soll 17 Serviertöchter beaufsichtigen! Das hat sich der Festwirt sicher nicht überlegt; aber er sollte es nicht bereuen — und auch die Serviertöchter nicht, dachte ich. Als äusseres Kennzeichen meiner Würde setzte man mir eine weisse Mütze auf, damit sich ja jede Kellnerin bewusst war, dass sie es mit ihrem Chef zu tun hatte, wenn ich vor ihr stand. Ich freute mich über diese gediegene Tätigkeit, besonders wenn man mir zurief: «Voilà le chef» oder «Voilà le chef de gare».

Da in den ersten Tagen noch nichts zu tun war, hatten wir ein langweilig-lustiges Leben. Die Tische wurden auf- und abgedeckt; aber die Gäste kamen nicht.

Ich konnte mich so richtig « einarbeiten » mit meinen 17 Serviertöchtern. Als es dann aber am Samstag losging und die Turner in Scharen heranrückten, da war es aus mit dem gemütlichen Leben und es ging alles drunter und drüber. Da musste auch der Chef mit der weissen Kappe zugreifen, mit Platten herumspringen, den hungrigen Turnern die Suppenschüsseln reichen, wurde vom Oberchef oder auch von den Turnern angesungen und hatte dazu noch die Verantwortung, dass kein Turner gratis zu Mittag speiste. Meine armen Mädchen, die da drei Stunden in der Hitze herumrennen mussten und vor Durst und Erschöpfung die Zunge hängen liessen, dauerten mich. Ich schob mancher während des Dienstes eine Flasche Mineralwasser zu und erntete einen dankbaren Blick. Die kurze Woche war nur zu rasch vorüber, und ich werde die schönen Tage von Genf mit meinen 17 Serviertöchtern nicht mehr vergessen.

*

Nicht jeder arme Student hat das Glück, sich so auf seinen eigenen Verdienst stützen zu können. Ich kenne Kollegen, die lange erfolglos Arbeit gesucht haben und mit schwerem Herzen von Verwandten oder irgendwelchen Hilfskassen Unterstützung in Anspruch nehmen mussten. Die Konkurrenz ist oft sehr gross; denn mancher besser bemittelte Kamerad möchte sich gern nebenbei etwas verdienen, um vielleicht seine Vergnügungen zu finanzieren, oder um Bücher zu kaufen, zu denen es nur knapp reicht. Doch die wenigsten wollen unten anfangen und Ausläuferdienste machen oder Zimmer putzen. Wenn ich ihnen erzählte, wie ich auf einem Handwägelein elektrische

Rohre durch die Bahnhofstrasse führte, wie ich auf den Schultern Pakete durch die Stadt schleppte, wie ich in Frankreich Zimmer machte, Kartoffeln stach, Trauben pflückte und wie ich mich endlich mit Serviertöchtern und Schwarzen herumschlug und mit Flöhen und Wanzen zu kämpfen hatte, da schüttelten sie die Köpfe. « Es muss doch schön gewesen sein, ein so romantisches Studentenleben zu führen », gaben sie allerdings zu. Meistens bemerkten sie aber mit Spott, dass sie das denn doch noch nicht nötig gehabt hätten und riefen mir zu: « Da kommt der Traubenabschneider » oder « der Hausknecht » usw.

Ja, wenn ich es nicht nötig gehabt hätte! Aber zum Glück hatte ich es nötig, und selbst wenn sich diese Abenteuer auch viel schöner anhören, als sie wirklich gewesen sind, so denke ich nun doch mit Befriedigung daran zurück.

Ich habe nie eine Studentenmütze getragen, auch keine grossen Kneipereien und dergleichen mitgemacht. Trotzdem bin ich sehr zufrieden mit meinem Schicksal.

Heute brauche ich nicht mehr als Ausläufer oder Hausknecht zu arbeiten. Heute kann ich mir schon in verhältnismässig kurzer Zeit und auch mit einer Tätigkeit, die mir besser zusagt, als Korrespondent oder Buchhalter meinen Unterhalt verdienen und zugleich noch meine Vorlesungen besuchen. Jedenfalls kann ich sagen, dass ich durch meine Nebenarbeit mehr fürs praktische Leben gelernt habe, als mancher Student, der während seiner ganzen Studienzeit nur hinter den Büchern sitzt und dann nach Beendigung seiner Studien doch noch erst die Erfahrungen machen muss, die ich gezwungenermassen machte.